

Ihr letzter Sommer

Wie lebt man dem geplanten Tod entgegen?

Seit drei Jahren ist Sterbehilfe in Deutschland erlaubt. Immer mehr Menschen entscheiden sich für einen assistierten Suizid. So wie Hannelore und Hubert von Werden.

Von [Thorsten Schmitz](#) und [Ronen Steinke](#) (Text) und Alessandra Schellnegger (Fotos)
6. Oktober 2023 - 35 Min. Lesezeit

Hannelore und Hubert von Werden sitzen auf einer Bank in der Ecke ihres Wintergartens, aneinandergeschmiegt, sein Kopf liegt auf ihrer Schulter, ihre Hand liegt auf seinem Bein. Es ist kurz nach neun Uhr. Eine knappe Stunde, dann werden sie tot sein. Eben hat sie noch Walnüsse auf dem Rasen verstreut, für das Eichhörnchen, das jeden Tag kommt. Der wird sich wundern, wenn da nichts mehr liegt, sagt sie. Ihr Mann hatte noch die Steuerung für den Rasensprenger zuge dreht, ein Reiher landete am Rand des Fischteichs. Kannst ruhig einen Fisch fressen, sagte er, heute ausnahmsweise auch zwei.

Sie sieht das Eichhörnchen, wie es sich die Nüsse schnappt, schau Schatz, der will sich von uns verabschieden. Das Ehepaar selbst wollte sich von kaum jemandem verabschieden. Er schiebt den linken Pulloverärmel hoch, möchte auf seine Armbanduhr schauen, dann fällt ihm ein, dass er sie ja verschenkt hat. Hannelore von Werden zeigt ihm ihre Fingernägel, sagt, Schatz, schau mal, vier Nägel habe ich in der Nacht abgebissen. Er sagt, ist doch egal jetzt, und schmiegt sich noch näher an sie. Er hat gut geschlafen, sie musste eine halbe Schlaftablette nehmen. Sie tragen Erwachsenenwindeln, sie wollen es dem Bestatter so angenehm wie möglich machen.

Was macht man mit sich, was sagt man, was trägt man, wenn man gleich die Welt verlässt, in vollem Bewusstsein? Am Morgen haben sie die Bettwäsche rausgehängt zum Lüften, geduscht, die Haare gekämmt, den letzten Rest aus der Selbstbräunertube gedrückt, sie hat erst sein Gesicht damit eingecremt, dann ihres. Über beiden schweben Wolken aus Parfüm. Sie hat sich für eine lange fliederfarbene Bluse, einen fliederfarbenen Schal und eine weiße Hose entschieden, er für Jeans und einen dunkelblauen Pullover.

Große Auswahl hatten sie nicht, fast alle Kleider haben sie ans Rote Kreuz verschenkt. In ihren Schränken hängen nur noch Bügel. Ukrainern haben sie Kochtöpfe und Geschirr geschenkt, einem Tierheim die komplette Werkzeugsammlung, das Doppelbett ist gemacht, die Schubladen der Zimmer sind leer. Alles, was sie entsorgen konnten, haben sie entsorgt.

Es klingelt, die Nachbarn aus dem Vorderhaus. Die beiden Paare sind sich in den letzten Wochen nahe gekommen, nachdem Hannelore von Werden sie doch noch eingeweiht hatte. Ich hab euch lieb, sagt Hubert von Werden. Es war eine schöne Zeit mit euch, sagt seine Frau.

Dann umarmen sie einander, die Nachbarn gehen, Hubert von Werden fährt die gelbe Markise aus, alles wirkt hell plötzlich, als schiene die Sonne. Dabei schüttet es. „Die 26 Jahre mit dir“, sagt Hannelore von Werden, „waren die schönsten in meinem Leben.“ Sie legt ihre Brille auf den Gartentisch, reibt sich die Augen. Ihrem Mann kommen die Tränen.

Zehn Minuten vor zehn Uhr, wieder klingelt es. Der Rechtsanwalt und die Ärztin stehen an der Tür. Sie arbeiten mit der Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben (DGHS) zusammen, einem von drei Sterbehilfevereinen in Deutschland. Vor dreieinhalb Jahren entschied das Bundesverfassungsgericht in einem epochalen Urteil, dass die organisierte, „geschäftsmäßige“ Hilfe zum Suizid in Deutschland erlaubt ist. Der Rechtsanwalt holt aus seiner Tasche Formulare, die das Ehepaar gleich noch unterschreiben muss, die Ärztin baut zwei Infusionsständer auf, hängt Beutel mit Kochsalzlösung und dem Narkosemittel Thiopental daran.

Der Rechtsanwalt und das Ehepaar setzen sich an den Tisch im Wintergarten, er liest ihnen den Text der Einwilligungserklärung vor: „Nach reiflicher Überlegung und ohne Einflussnahme Dritter mache ich heute von meinem Recht Gebrauch, selbst über die Beendigung meines Lebens zu bestimmen. Ich, Hannelore von Werden, geboren am 10.7.1941, leite heute, am 1.9.2023, meinen Freitod ein. Ich tue dies wohlwogen sowie auf eigene Verantwortung.“ Sie nickt, unterschreibt. Auch ihr Mann unterschreibt einen Zettel.

Sie legen sich auf ihre gelb gepolsterten Liegen, die sie am Vortag schon nebeneinander platziert haben, sodass ihr letzter Blick auf den Garten fällt, auf die Buche, die Hortensien, den Goldregen. Die Ärztin legt Infusionsschläuche an, bittet die beiden, selbst den Regler probeweise zu öffnen. Klappt. Dann stöpselt sie das Narkosemittel an. Auf den Liegen nimmt Hubert von Werden die Hand seiner Frau, drückt sie fest, er schaut in den Garten, sagt: „Schau, Lore, unser Paradies.“ Er freut sich, dass es regnet. Dann müssen wir heute nicht gießen, Schatz, sagt seine Frau.

Dann ist Stille. Um 10.38 Uhr hört ihr Herz auf zu schlagen, zwei Minuten später seines. Sie ist 80 Jahre alt geworden, er 83.

Die Ärztin öffnet die Wintergartentür einen Spalt, setzt sich an den Wohnzimmertisch, füllt zwei Totenscheine aus, notiert die Uhrzeiten. Der Rechtsanwalt wählt die Telefonnummer der Kriminalpolizei von Neuss. In Deutschland gibt es nur zwei Todesursachen, einen natürlichen und einen unnatürlichen Tod. Weil der assistierte Suizid des Ehepaars an diesem Freitagmorgen zu den unnatürlichen Todesursachen zählt, muss die Kripo verständigt werden. Regen prasselt auf das Dach des Wintergartens.

Bis vor dreieinhalb Jahren galt in Deutschland noch ein Totalverbot von „geschäftsmäßiger Förderung der Selbsttötung“. Menschen, die aus dem Leben scheiden wollten, mussten in die Schweiz oder in die Niederlande reisen, um ein tödliches Gift zu bekommen. Das sei illiberal, urteilte das Bundesverfassungsgericht im Februar 2020. Damit verteufele man die Suizidhilfe zu pauschal. Die Richterinnen und Richter in Karlsruhe kippten den deutschen Strafparagrafen, ersatzlos. Sie stellten es den Parlamentariern im Bundestag frei, sich neue, aber diesmal bitte etwas differenziertere Regeln auszudenken. Die Politik dürfe das Geschäft der Sterbehilfevereine durchaus strikt regulieren, stellten sie klar. Ein paar schützende Regeln,

um zu verhindern, dass sich Alte und Kranke in einen Suizid hineindrängen lassen, etwa durch Verwandte, die ans Erbe denken.

Dreieinhalb Jahre sind seitdem vergangen. Die Politik hätte sich auf eine neue, behutsamere Regelung für den assistierten Suizid in Deutschland einigen können. Zumindest auf ein paar Vorsichtsmaßnahmen, wie sie im Bundestag eigentlich alle befürworten. Zum Beispiel, dass eine suizidwillige Person sich immer erst beraten lassen muss durch eine unabhängige staatliche Beratungsstelle oder einen unabhängigen Arzt, der keine eigenen wirtschaftlichen Interessen am Suizid hat. Oder dass Sterbewillige auf Behandlungsmöglichkeiten und Möglichkeiten der Palliativmedizin hinzuweisen sind. Auch Zeitpuffer sollten vorgeschrieben werden, um den endgültigen Schritt überdenken zu können.

Doch passiert ist nichts. Und so bleibt das Geschäft unregelt. Das heißt: maximal liberal.

Die Sterbehilfevereine brauchen derzeit keinerlei Zertifizierung durch den Staat, es gibt kaum Vorgaben

Die DGHS wurde vor mehr als 40 Jahren als Patientenschutzorganisation gegründet, seit dem Urteil bietet sie Sterbehilfe an. 5000 Euro haben die Werdens für den assistierten Suizid gezahlt. Die Ärztin und der Anwalt bekommen davon jeweils 2200 Euro. Es gibt noch zwei weitere private Institutionen, die in Deutschland Suizidhilfe anbieten. Auch sie sind gemeinnützige Vereine, das heißt, sie dürfen kein Vermögen bilden. Zum einen die Dignitas Deutschland, den deutschen Ableger des Schweizer Vereins, der zeitweise mit Plastiktüten arbeitete, die über den Kopf gezogen wurden, den „Exit-Bags“. Zum anderen den Verein Sterbehilfe, gegründet von dem einstigen Hamburger CDU-Justizsenator Roger Kusch. 2008 hatte Kusch bei einer Pressekonferenz einen Suizidautomaten präsentiert, eine mit Schläuchen ausgestattete kleine Maschine.

Diese Vereine brauchen derzeit keinerlei Zertifizierung durch den Staat, es gibt kaum Vorgaben. Die Menschen müssen auch nicht schwer krank sein, um von ihnen ein Narkotikum in tödlicher Dosis zu bekommen. So wie Hannelore von Werden. Einzige Voraussetzung ist, dass der Sterbewillige frei entscheiden kann und nicht etwa unter fortgeschrittener Demenz leidet oder unter einer akuten psychischen Störung.

Das Ehepaar von Werden gehört nicht zur Gruppe der rund 9000 Menschen, die sich in Deutschland jedes Jahr aus Liebeskummer, wegen Jobverlust oder aufgrund einer Depression umbringen wie etwa der Fußballer Robert Enke. Über solche Suizide berichten Medien, wenn überhaupt, nur zurückhaltend, auch, um Nachahmungstaten zu vermeiden.

Warum scheiden zwei Menschen, der eine schwer krank, die andere nicht, dennoch gemeinsam aus dem Leben?

Das Ehepaar gehört zu jenen Menschen, die an einer unheilbaren Krankheit, unter körperlichem Verfall oder an „Lebensattheit“ leiden. Diese Menschen hatte das Bundesverfassungsgericht im Sinn: Menschen, die sich vor ihrer Entscheidung ausführlich informiert haben.

Schon 2004 hatten Hannelore und Hubert von Werden ein Versprechen schriftlich festgehalten: Wenn einer von uns krank wird, gehen wir beide zu einem Zeitpunkt, den wir

bestimmen. Dahinter steckt keine Verzweiflung, sondern der Wille, nur ja nicht in einem Pflegeheim zu landen, nicht Medizinern ausgeliefert zu sein, die dann über einen entscheiden.

Hubert von Werden leidet an Krebs, der im ganzen Körper metastasiert ist. Seine Frau hat offene Beine, Gicht, künstliche Hüften, jedoch keine lebensbedrohlichen Erkrankungen. An der Geschichte der beiden lässt sich erzählen, was für viele Menschen unbegreiflich ist: Warum scheiden zwei Menschen, der eine schwer krank, die andere nicht, dennoch gemeinsam aus dem Leben? Was macht das mit unserer Gesellschaft, wenn rechtliche Hürden fallen und jeder sich einen Arzt nach Hause bestellen kann, der Kanülen und ein tödliches Narkotikum mitbringt? Und wie lebt man dem terminierten Tod entgegen?

Das Ehepaar hat sich von der SZ den Sommer über begleiten lassen. Auch, um zu erklären, warum es ihr letzter sein soll.

Mai

Ein verrücktes Wetter ist das, sagt Hannelore von Werden. Kräftiger Handschlag, blaue Strickjacke, rote Designerbrille, die Stimme überraschend hell, jung, sehr lebendig. Wir wollten doch noch einen letzten Sommer genießen, und jetzt regnet es seit Wochen. Als der Himmel aufreißt, öffnet sie die Türen des Wintergartens, zeigt ihren Garten, 23 Callas blühen gerade in riesigen Blumenkübeln, ihre Lieblingspflanzen. Sie hilft mit Dünger nach, dem ganz billigen von Aldi, sagt sie und lacht. Ihr Mann hat ein blaues Hemd an, blaue Hosen, oft tragen sie Partnerlook. In ihrem Haus hängen Poster von van Gogh, Monet, Fotos von Freunden, Geschwistern und von sich, als sie noch jung waren.

Sie zeigt auf die beiden gelb gepolsterten Sonnenliegen. Auf ihnen dösen sie, blättern in Zeitschriften, lesen Krimis, sie immer auf der rechten Seite, näher zum Garten, er auf der Wohnzimmerseite. Auf den Liegen, sagt sie, „da wollen wir unseren letzten Atemzug tun“.

Im Lauf der kommenden Monate fallen solche Sätze immer wieder, beiläufig, ohne Drama. „Wir wollen aus der Normalität heraus gehen.“ An diesem Vormittag im Mai frühstücken sie spät, Marmelade, Käse, Schokomuffins, Hubert von Werden, großes, freundliches Gesicht, sanfte Stimme, rührt zwei Löffel Honig in den Kaffee, seine Frau sagt, „ich bin der Feldweibel, ne, Schatz“. Sie lachen. Am frühen Nachmittag haben sie einen Termin in Düsseldorf, ein Vortrag darüber, wie das ist, zu sterben. Veranstalter ist die DGHS, der Sterbehilfe-Verein, den das Ehepaar gewählt hat.

„Schatz“, sagt Hannelore von Werden, schmiert dick Butter aufs Brötchen, häuft Marmelade drauf, „hast du schon einmal das Gefühl gehabt, wir haben was falsch gemacht?“ Nein, sagt ihr Mann, nippt am Kaffee, „wir gehen den richtigen Weg“. Ihr gemeinsamer Weg in den Tod.

Beide haben noch Geschwister, aber Kontakt haben sie zu kaum jemandem mehr, schwieriges Thema. Und für beide ist es die zweite Ehe. Sie hat einen Sohn aus früherer Ehe, auch zu ihm besteht kein Kontakt mehr, seit fünf Jahren. Hubert von Werden hat zwei Kinder aus einer früheren Ehe, die nur zwei Jahre hielt. Seine beiden Kinder hat er das letzte Mal vor 13 Jahren gesehen.

Am Vorabend saß das Paar noch im Garten, er trank ein Glas Bier, auf dem "Genuss" stand.

Sollen wir nur, hatte sie gesagt, weil es hier so schön ist, noch länger leben? Nein, hatte ihr Mann gesagt, was nützt's, wenn es schön ist und der Kopp nachlässt? Wenn Jenny noch lebte, würden sie noch bleiben, Jenny, ihre Terrierhündin. Sie war, sagt Hannelore von Werden, „wie unser eigenes Kind“.

Im Januar, auf Gran Canaria, wurde ihnen klar: Das wird unser letztes Jahr. Sechs Wochen Urlaub hatten sie gebucht, in der fünften Woche verlor Hubert von Werden das Bewusstsein, kam ins Krankenhaus. Der Arzt sagte, ich will nichts beschönigen, Sie haben Prostatakrebs. Auch das Becken war bereits befallen, die Hüfte.

Als Hannelore von Werden jetzt davon erzählt, weint sie. Sie flogen zurück nach Deutschland, gingen zum Urologen, zum Hausarzt, ins Krankenhaus, der Krebs hatte inzwischen metastasiert, auch in den Kopf. Der Arzt sprach von Chemotherapien und Operationen, Hannelore von Werden hatte nur eine Frage: „Ist das denn dann noch Lebensqualität?“ Die beiden holten ihre DGHS-Ausweise raus, der Arzt verstand, sagte, ich finde Ihren Plan gut, das spart Ihnen Kraft und Kosten. Hubert von Werden trägt seitdem ein Dreimonatsdepot in der Leistengegend, dessen Hormon das Wachstum des Krebses bremst. Er nimmt sonst keine Medikamente, nur Blutverdünner. Er sagt: „So gut wie jetzt ist es mir noch nie gegangen, seit ich Krebs habe und ich alle Medikamente abgesetzt habe.“ Dann beißt er ins Käsebrod.

Wer aus freien Stücken den Suizid wählt, hatte immer das Recht dazu. Er kann niemandem verwehrt werden, da sind die deutschen Gesetze schon immer eindeutig. Bloß: Was bedeutet es für diese individuelle Entscheidung, wenn der assistierte Suizid gesellschaftsfähig, wenn er Alltag wird und Routinen entstehen, wenn der soziale Druck zur Entscheidung wächst, durch Möglichkeiten, die es früher nicht gab? Für alles, was wir tun, gibt es immer mehrere Gründe. Die, von denen wir wissen. Und die, die wir nur ahnen. Und die, die wir uns nicht eingestehen. Wie hat es der Arzt gesagt, vor dem Hubert und Hannelore von Werden ihre DGHS-Ausweise hervorholten: Das spart Ihnen Kraft und Kosten. Wahr ist natürlich, das spart auch der Gesellschaft Kraft und Kosten.

Hubert von Werden war 20 Jahre lang Hausmeister in einem bayerischen Kloster, dann ist er nach Neuss zurückgezogen und arbeitete in einem Pflegeheim. Dort hat er Szenen erlebt, die sich ihm einbrannten, alte Menschen im Delirium, in Windeln, die warten mussten, ob jemand mit ihnen auf die Toilette geht. „Will ich nicht, auf keinen Fall“, sagt er an diesem Maitag. Vor zwei Jahren hatte er einen Schlaganfall, lag im Krankenhaus, „ich konnte mir selbst manchmal nicht den Hintern abwischen, ich war vollkommen abhängig von wildfremden Leuten, das will ich nicht, und das will meine Frau auch nicht“.

Hannelore von Werden sieht, wie der Krebs das Leben ihres Mannes bestimmt. Auf einem Auge sieht er kaum noch, er tut sich schwer, die richtigen Worte zu finden, sie haben alle Zeitungen abbestellt, oft ist Hubert von Werden müde.

Seit sie zwanzig ist, trägt Hannelore von Werden Gummistrümpfe, vom Fußknöchel bis über den Oberschenkel, ihr Mann stülpt sie morgens über die zig Mal operierten Beine. Abends, wenn sie sich hinlegen, hilft er ihr, sie auszuziehen, massiert ihr die Füße. Im Sommer, sagt sie, sind die Strümpfe die Hölle. Wenn sie sich vorstellt, jemand anderes würde ihr die

Strümpfe überziehen, nein, „undenkbar“. Außerdem hat sie ein neues Knie und zwei künstliche Hüften. „Das sind alles Wehwehchen, ich weiß, verglichen mit Huberts Krebs.“

Trotzdem ist sie gewillt zu gehen. Warum?

„Ohne Hubschi will ich nicht auf dieser Welt sein. Ich habe genug Witwen, die hier rumlaufen und die bedauert werden und sich selbst bedauern, die nicht wissen, wie sie den Tag rumbringen sollen.“ Sie wolle auf keinen Fall übrig bleiben, wenn ihr Mann sterbe. Und wie schnell das Sterben gehen kann, hat sie gesehen, bei ihrem Schwager, „ein Baum von einem Mann“, innerhalb von elf Monaten sei er ein Wrack gewesen, Leukämie.

Um den begleiteten Suizid bei der DGHS in Anspruch zu nehmen, muss man Vereinsmitglied sein. Ein Jahr kann es dauern, bis der Antrag geprüft wird. Ärztliche Unterlagen müssen eingereicht werden und Erklärungen, warum man sterben möchte. Obligatorisch ist ein Vorgespräch mit Mitarbeitenden, auch muss mit einem Rechtsanwalt und mit einer Ärztin gesprochen werden. Die beiden prüfen, ob die Entscheidung aus freiem Willen und mit klarem Geist gefällt wurde.

Im Sommer vergangenen Jahres, lang bevor bei ihm Krebs diagnostiziert wurde, hatten Hannelore und Hubert von Werden sich entschieden, Mitglieder zu werden, für 60 Euro Jahresgebühr. Um sie herum wurden Freunde und Bekannte schwer krank, verloren ihre Autonomie, litten. Von dem Verein bekam das Paar Patientenverfügungen und Mitgliedsausweise. Die rund 5000 Euro, die der Verein für die Suizidhilfe für zwei Personen verlangt, werden auf einem Treuhandkonto verwaltet, solange die Sterbewilligen noch leben. Anschließend bekommen der Anwalt und die Ärztin ihr Honorar.

Die Vorstellung, ihren eigenen Tod in Gang gesetzt zu haben, gefällt Hannelore und Hubert von Werden, „ich war ja schon immer gut im Organisieren“, sagt sie. Sie haben den Bestatter bezahlt, eine Urne ausgesucht, ihre E-Bikes verschenkt, Kreditkarten zerschnitten, Handyverträge gekündigt, sind mit dem Auto übers iPad gefahren, um ja sicherzustellen, dass es kaputt ist. Wenn Hannelore von Werden redet, muss man aufpassen, nicht in einen Strudel von Geschichten zu geraten. Es ist wie beim Surfen im Internet, wenn man auf einen Link klickt und eine neue Seite tut sich auf, irgendwann vergisst man im Gespräch mit ihr, worüber man anfangs noch geredet hat. Ah ja, über ihre Arbeit.

Schon immer hatte sie Jobs neben ihrem Hauptberuf im Landesuntersuchungsamt in Düsseldorf, dort hat sie im Labor geputzt. Tagsüber arbeitete sie im Amt, abends ging sie noch woanders putzen, nähte für Edelboutiquen auf der Kö Hosenbeine und Rocksäume um, bis sie einen lukrativeren Nebenjob fand. Sie war auf eine Annonce gestoßen, „Wenn Sie Ihre Million noch nicht voll haben, melden Sie sich bei uns“. Sie wurde neugierig, rief an, bat um einen Termin, es war eine Partnerschaftsagentur. Sie wurde die älteste Mitarbeiterin dort. Abends bekam sie Faxe mit Terminen für den nächsten Tag, 20 Jahre lang fuhr sie durch Deutschland, an den Wochenenden und bis spät abends, zu Menschen, die nicht allein leben mochten. Ihr Job war es, die Bonität der Singles zu prüfen und Verträge abzuschließen. Je mehr Verträge, desto mehr Provisionen erhielt sie.

Eines Tages rief die Agenturchefin sie an, ob sie am Samstag in Neuss-Reuschenberg bei einem potenziellen Kunden vorbeischauen könne. Als sie vor dem Haus stand, kam ihr der Mann in kurzen Hosen entgegen, lächelte, er wollte sich gerade eine Gemüsesuppe kochen,

ach, Sie sind schon da, ich wollte mich doch noch duschen. Sie sagte, lassen Sie mal, und dachte: Hier bin ich eh schnell wieder weg. Nach drei Stunden war sie immer noch da.

Das war am 21. Juni 1997, vor 26 Jahren. Sie steht auf, kramt in einer Schublade, hier ist es, das Blatt aus dem Abrisskalender, das sie nie weggeworfen haben. „Hannelore“ hatte ihr Mann an diesem Tag gleich hinten draufgeschrieben. Sie habe gleich „sehr viel Sympathie empfunden, Hubsi war ein anderer Mann als alle anderen, die ich kennengelernt hatte“. Ihrer Chefin sagte sie, der Termin sei nichts gewesen.

Fünf Monate später heirateten sie. Das Hochzeitsfoto ist eines der wenigen, die sie noch nicht weggeschmissen haben.

Wenn sie was gelernt hat, sagt Hannelore von Werden, in all den Jahren bei der Partnervermittlung: „Niemand will allein sein.“

Ihr Haus haben sie bereits dem Sohn von Bekannten verkauft, weit unter Marktwert. Zusätzlich überweist der junge Mann ihnen jeden Monat 1000 Euro Rente, theoretisch, bis sie 90 Jahre alt werden. Als sie beim Notar saßen und den Vertrag unterschrieben, hatten sie schon längst den Wunsch, nicht so alt zu werden.

Schatz, wie spät ist es, Hubert von Werden schaut auf seine Armbanduhr. Er trägt sie seit mehr als 20 Jahren am linken Handgelenk. Zeit, nach Düsseldorf aufzubrechen. Seine Frau sitzt am Steuer. Ihn lässt sie nicht mehr fahren. Vor ein paar Tagen sollte er das Auto kurz draußen parken und stellte es vor wildfremden Hauseinfahrten ab. „Sein Kopf lässt nach“, sagt sie und startet den Motor.

In der Nähe des Bahnhofs von Düsseldorf parken sie, laufen Hand in Hand zum Veranstaltungsraum, sie sind die Letzten, im Saal sitzen fast 80 Menschen, die meisten älter als sie, „Humanes Sterben und Palliative Sedierung“ heißt der Vortrag an diesem Tag im Mai. Aber schon nach den ersten Sätzen sind sie ganz gefesselt von einem Hund zwei Reihen vor ihnen, werfen ihm Küsse zu, eine ältere Dame zischt, sie mögen bitte leise sein. „Um Jottet willen“, sagt Hannelore von Werden, „komm, Hubsi, so genau wollen wir das mit dem Sterben nun auch wieder nicht wissen.“ Sie beschließen zurückzufahren, Sauerkraut aufwärmen, Kartoffeln kochen, im Garten sitzen, wo sonst.

Zwei Wochen später klingelt die Ärztin in Neuss an der Tür, sie entschuldigt sich für die kleine Verspätung, Stau. Hannelore von Werden hat ihren Mann komplett in Bordeauxrot gekleidet, sie trägt Oliv. Es gibt Roibuschtee und Kekse, die niemand anrührt in den kommenden zwei Stunden. Hannelore von Werden lässt die Ärztin kaum zu Wort kommen, als müsse sie ihr beweisen, dass es ihnen ernst ist. Sie erzählt von Fotos und Alben, die sie in einem Wäschekorb gesammelt haben, „geht alles in die Verbrennung“, vom Auto, das sie der Tochter einer Bekannten aus dem Fahrradklub schenken werden, aber erst am letzten Tag, denn Autofahren, sagt Hannelore von Werden, „das ist für mich Freiheit“.

Seit zwei Jahren begleite sie Menschen in den Suizid, sagt die Ärztin, das habe auch viel mit ihren Erfahrungen auf Intensivstationen zu tun. Dass man dort zum Teil schwer kranke Menschen behandelt und oft auch Leiden verlängert habe. Aus Angst, Fehler zu machen und

verklagt zu werden, habe man den Willen der Patienten vernachlässigt. „Das hat sich menschlich nicht gut angefühlt.“ Sie habe viele Patienten im Krankenhaus gesehen, die sagten, sie wollten nicht das erleben, was da an Behandlungen auf sie zukommen könnte. Da sei auch die Angst dabei gewesen, dass man seine Autonomie verliert. Dass es seit dreieinhalb Jahren nun für Menschen die Perspektive gebe, aus dem Leben scheiden zu dürfen, ganz legal, das finde sie gut.

Die Ärztin fragt Hannelore von Werden: „Würden Sie denn die Entscheidung fällen, wenn Ihr Mann diese Entscheidung nicht gefällt hätte?“ Ja, wir beide und wir beide einzeln auch, antwortet sie. „Hierzubleiben, wofür? Dass andere kommen und bestimmen und machen und tun?“ Ihr Mann nickt, sagt, Lore, sprich du, ich habe gerade so Lücken im Kopf. Soll keiner glauben, sagt Hannelore von Werden, „dass wir nervenkrank sind oder ballaballa“.

Sehr wichtig ist der Ärztin die Frage, ob die nächsten Angehörigen Bescheid wüssten

Die Ärztin weist das Ehepaar darauf hin, dass es Alternativen gibt, Hospiz, palliative Versorgung, sagt die Ärztin. Aber Hannelore von Werden fällt ihr ins Wort, erzählt davon, dass man ihr die Nase wegschneiden wollte. Vor drei Jahren entdeckte der Hautarzt einen bösartigen Krebs. Sie saß in der Praxis, fragte, und nun? Man könne die komplette Nase entfernen, es gebe hervorragende plastische Chirurgen, so eine Kunstnase sehe aus wie neu. Erschüttert beriet sie sich mit ihrem Mann, die spinnen doch, waren sie sich einig, die Arztgehilfin sagte, sie sind aber eine schwierige Patientin. Sie ging zu einem anderen Hautarzt, der schlug Bestrahlungen vor. Der Krebs kam danach nie wieder. „Das passiert, wenn ich mich nicht mehr wehren kann. Noch kann ich mich ja wehren.“

Sehr wichtig ist der Ärztin die Frage, ob die nächsten Angehörigen Bescheid wüssten. Es sei kein Zwang, aber falls es Kinder oder Geschwister gebe, dann sollte man sich überlegen, ihnen die Chance zu geben, sich zu verabschieden. Bei den nächsten Angehörigen stelle sich meist Trauer ein über den Verlust, das könne auch tiefe Krisen auslösen. Auch die menschliche Verantwortung gegenüber dem Kollektiv sei dann geregelt, nicht nur die Dinge.

Hannelore von Werden sagt: „Wir sind niemandem mehr eine Rechenschaft schuldig, das hat sich alles vor Jahren erledigt.“ Sie möchte das Thema am liebsten beenden, die Beziehung zu ihrem Sohn entzieht sich ihrer Kontrolle, und was sie nicht kontrollieren kann, macht sie unruhig.

Wann möchten die beiden sterben, fragt die Ärztin. Ende August, Anfang September, sagen sie. Die Ärztin sagt, Mitte August wäre schlecht, da sei der Anwalt noch in den Ferien. Sie einigen sich schließlich auf den 1. September.

Die Ärztin beschreibt, was an dem Tag zu erwarten ist: Sie und der Rechtsanwalt kommen gegen zehn Uhr, mehrere Erklärungen müssten unterschrieben werden, sie baue Infusionsständer auf, es gebe auch einen Probelauf mit Kochsalzlösung. Das Rädchen, mit dem die Lösung in die Vene fließt, müssen die Eheleute selbst öffnen. Die Ärztin darf das nicht, sonst wäre es eine Straftat, „Tötung auf Verlangen“, darauf stehen mindestens sechs Monate Haft. Hannelore von Werden nickt, dann sagt sie: „Jetzt spreche ich mal das Wort Angst aus. Die einzige Angst, die ich habe, ist die, dass Sie mich nicht zum Schlafen kriegen.“ Die Dosis, sagt die Ärztin, ist so hoch, dass es für einen Elefanten reicht. Hannelore von Werden und ihr Mann lachen.

Hannelore von Werden sagt, die Ärztin sei ihr „wahnsinnig sympathisch“. Wie kommt die zu so einem Job, frage sie sich

Die Ärztin sagt, sobald der Probelauf geklappt habe, würde sie die Infusionen umstecken und noch einmal fragen, ob das ihr Wille sei. Schließlich würden die beiden die Rädchen drehen. Nach etwa 30 Sekunden würden sie einschlafen, nach ungefähr vier Minuten würde das Herz aussetzen. „Ach“, sagt Hubert von Werden, „so schnell geht das?“ Seine Frau sagt: „Wir haben auch schon einen Plan für oben, wir machen was auf für geschundene Tiere.“ Sie beginnt zu weinen, sagt, warum weine ich denn jetzt, ist doch Quatsch. Ihr Mann nimmt ihre Hand, sagt, lass ruhig laufen, ist doch nicht schlimm.

Nach zwei Stunden bricht die Ärztin auf, Hubert von Werden drückt ihr zum Abschied die Hand, sagt, „es war schon immer so, seit Jahrtausenden, jeder hat seine Zeit, die einen pflanzen, die anderen sorgen, die anderen machen Krieg und Frieden, die Zeiten für sich kann niemand ändern, wenn es so weit kommt, ist es so weit“. Es ist nicht ganz klar, woher diese Gedanken kommen. Seine Frau sagt, in letzter Zeit rede er öfter zusammenhangslos. Sind das die Metastasen? Als die Tür ins Schloss fällt, spült Hubert von Werden die Teetassen, sagt, die Ärztin sei eine „sehr gute, kompetente, sichere Person, und dann noch menschlich, sie hat zwei Kinder, dass sie so was macht, das finde ich außergewöhnlich“. Seine Frau sagt, die Ärztin sei ihr „wahnsinnig sympathisch“. Wie kommt die zu so einem Job, frage sie sich, „da muss ein Anlass sein“.

Ein paar Tage später, am Telefon, erzählt die Ärztin, was für sie der Anlass war. Ihr Großvater lag nach einem Herzinfarkt tagelang im Delirium in einem Krankenhaus, er sei fixiert worden, kurz danach verstorben. „Das war schlimm, auch weil ich wusste, dass er Angstzustände gehabt hatte und dass das niemals sein Wille gewesen wäre.“ Sie sei Menschen in Altersheimen begegnet, die versucht hätten, aus Verzweiflung die Luft anzuhalten oder das Essen zu verweigern.

Bei Doppelsuiziden gehe es immer einer Person schlechter als der anderen. Bei Hubert und Hannelore von Werden sei die Beziehung sehr innig und symbiotisch, sie könne „nachfühlen, weshalb sie gemeinsam gehen wollen. So ganz nachvollziehen kann ich persönlich das aber nicht“.

Juni

Die Tage des Ehepaars sind voller Termine. Jetzt, wo sie um das Datum wissen, besteht ihr Alltag darin, Dinge zu erledigen, Dinge loszuwerden. Aber sie möchten sich von niemandem verabschieden, keine Briefe hinterlassen, nur eine Todesanzeige. Obwohl die Ärzte gesagt hatten, dass „ein abrupter Verlust ein Stressereignis ist, das bei zurückbleibenden Bekannten Reaktionen mit verursacht“.

Große Wünsche haben sie auch keine mehr, sie müssen nicht noch einmal das Meer sehen oder ganz schick essen gehen. Sie wollen am liebsten in jeder freien Minute ihren Garten genießen, ihr „Paradies“, wie Hubert von Werden sagt. Und Auto fahren, so oft es noch geht.

Nach dem Mittagessen brechen sie auf, nach Düsseldorf, er muss zum Urologen, das Depot auffüllen lassen.

Wie lebt es sich, wenn man weiß, dass man am 1. September um zehn Uhr sterben wird? „Irgendwie bewusster“, sagt Hannelore von Werden im Auto, „freier.“ Hubert von Werden, auf dem Beifahrersitz, sagt: „So wie das jetzt ist, möchte ich mit dir gehen, so wie wir glücklich und zufrieden sind.“ Hat er nie versucht, sie davon abzuhalten, mit ihm zu sterben? Er antwortet: Klar könnte ich sagen, Lore, du hast keinen Krebs, genieße die Zeit, die du noch hast, ich möchte, dass du noch eine schöne Zeit hast. „Aber dass Lore mit mir gehen möchte, damit bin ich ganz einverstanden. Wir haben immer alles zusammen gemacht, Urlaub, Feste. Ich möchte nicht, dass sie allein im Haus bleibt. Wer zieht ihr denn dann jeden Tag die Gummistrümpfe an?“

Hannelore von Werden fährt schneller als erlaubt auf dem kurzen Autobahnstück zwischen Neuss und Düsseldorf und erzählt von ihrem Besuch am Morgen im Kinderhospiz, sie möchten dem Hospiz Geld spenden. Der Besuch habe sie beide wahnsinnig berührt, die Kinder in den Schlafanzügen, die Clowns und die Therapeutinnen mit den Hunden. Die Stimmung im Hospiz sei fast fröhlich gewesen, „dabei sind die Kinder da alle verurteilt zu sterben, und zwar alle“. Und nun erzählt sie zum ersten Mal von ihrem zweiten Sohn, der nicht mehr lebt. Den Blick auf den Verkehr gerichtet weint sie. Sie war 20 Jahre alt, als Thomas nur wenige Tage nach der Geburt starb, „da war was mit dem Rhesusfaktor“. Nie habe sie dessen Tod weggesteckt, immer versucht, ihn zu verdrängen.

Beim Urologen werden sie freudig begrüßt, das Praxisteam schwärmt von dem Partnerlook, heute sind beide komplett in Kornblau gekleidet. Schnell ist das Depot von Hubert von Werden wieder aufgefüllt, in drei Monaten sollen sie wiederkommen. Die Sprechstundenhilfe fragt, ob der 5. September passt und trägt den Termin in den Computer ein. Im Aufzug sagt Hannelore von Werden: „Was hätte ich denn sagen sollen, dass wir da schon tot sind?“

Zurück in Neuss, im Pavillon ihres Gartens, erzählt Hannelore von Werden vom Telefonat, das sie kürzlich mit einer guten Freundin hatte. Sie hatte der Freundin gesagt, Hubert und ich, wir möchten beide aus der Normalität heraus gehen, wir gehen im Herbst. Die Freundin sagte, du bist verrückt! Du bist doch nicht krank. Ich bin nicht verrückt, sagte Hannelore von Werden, Hubert ist krank, ich bin krank. Die Freundin sagte: Ich gehe zwei Mal die Woche ins Altersheim, die Leute da leben noch und sind froh, dass sie gefüttert werden. Hannelore von Werden sagte: „Wer das macht, bitteschön, aber bitte versuch nicht, das in mich reinzudrängeln.“

Rund 500 Kilometer östlich von Neuss sitzt an einem sonnigen Montagmorgen der Präsident der DGHS, Robert Roßbruch, in einem Besprechungszimmer der neuen, imposanten Geschäftsstelle des Vereins in Berlin-Friedrichshain. Sie haben sich vergrößert, seit dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts rufen rund 300 Menschen im Monat bei dem Beratungstelefon der DGHS an, früher waren es höchstens ein paar Dutzend. Im Moment haben sie fast 29 000 Mitglieder. Allein durch deren Beiträge nimmt der Verein rund zwei Millionen Euro im Jahr ein. Hinzu kommen Erbschaften und Spenden. „Wir haben das Glück, dass manche unserer Mitglieder finanziell unabhängig sind“, sagt Roßbruch, der ehrenamtlich für den Verein tätig ist.

In der Zentrale arbeiten 15 Festangestellte, darunter drei hauptamtliche Psychologinnen und Psychologen, die jeden eingehenden Antrag auf Vermittlung eines assistierten Suizids

fachlich prüfen, notfalls weitere Krankenunterlagen anfordern, postalisch, per Mail oder Anruf nachfragen. Falls eine akute psychische Erkrankung vorliege, „fordern wir eine fachärztliche Stellungnahme an. Wenn die Einsichts- und Urteilsfähigkeit nicht eindeutig gegeben ist, lehnen wir den Antrag ab“, sagt Roßbruch. Bei Doppelsuiziden wie bei den Werdens befragen sie die beiden Mitglieder einzeln, auch, um herauszufinden, ob ein Ehepartner den anderen beeinflusst oder manipuliert oder ob möglicherweise von einem Familienangehörigen Druck ausgeübt wird. Psychologische Beratung, etwa zur Suizidprävention, bietet der Verein nicht an.

Warum wird die Bewertung der Ärztin und des Rechtsanwalts, die den Suizid der von Werdens begleiten, nicht mehr von Gerichten oder anderen unabhängigen Stellen überprüft? Roßbruch sagt: „Genau aus diesem Grunde kooperiert die DGHS mit fachkompetenten Ärztinnen und Juristen, die die notwendige Expertise haben. Im Übrigen wird nach jeder Freitodbegleitung zwingend ein Todesermittlungsverfahren durch die Kriminalpolizei eröffnet. Es bedarf daher keiner weiteren staatlichen Kontrolle.“ Der Verein entscheide auch nicht aus wirtschaftlichen Interessen darüber, ob jemandem beim Suizid assistiert werde oder nicht. „Die Ärzte und Rechtsanwälte bekommen ihr Geld auch dann, wenn sie ihr Veto einlegen oder der Suizident es sich anders überlegt und doch nicht sterben möchte.“ Sie würden von der DGHS für das Gespräch honoriert, nicht für dessen Ergebnis.

"Wir hören oft den Vorwurf, dass wir gottgleich über Leben und Tod entscheiden würden", sagt der DGHS-Präsident. "Er stimmt nicht."

Eine rechtliche Grauzone mag Roßbruch nicht erkennen. „Es gibt ein Urteil des Bundesverfassungsgerichts, das assistierte ärztliche Suizide erlaubt hat, und daran halten wir uns.“ Und dieses Urteil lasse jedes rationale Motiv zu, also auch das des Ehepaars von Werden. Der Mann hat Krebs, der streut, die Frau ist relativ gesund. Sie gibt als Motiv an, sie könne sich ein Leben ohne ihren Mann nicht vorstellen. Gerade bei älteren Mitgliedern ab 80 Jahren gebe es das Phänomen der Lebenssättigkeit, sagt Roßbruch. Die Menschen hätten ein gutes Leben gehabt, aber jetzt gehe es nur noch bergab. Die Menschen wollten gehen, solange sie noch können. Allerdings hätte er ethische Probleme bei einem Zwanzigjährigen, der sagt, er sei lebenssatt. „Das würden wir nicht tun.“

Was sie tun würden und was nicht – von den Mitarbeitern des Vereins hängt ab, ob ein Mensch stirbt oder nicht. „Diesen Vorwurf, dass wir gottgleich über Leben und Tod entscheiden würden, den hören wir oft. Er stimmt nicht. Wir raten nicht zu oder ab. Die Entscheidung zum Suizid treffe ich nicht, trifft die Ärztin nicht, trifft der Rechtsanwalt nicht, sondern der Betroffene selbst.“

Im ZDF lief kürzlich ein Dokumentarfilm über einen jungen Profibasketballer, der nach einem Unfall vom Hals abwärts gelähmt war. Im Alter von nur 23 Jahren hat er sich entschieden, nicht mit dieser Behinderung leben zu wollen. Lieber wolle er sterben. Der Hamburger Verein Sterbehilfe half mit einer entsprechenden Infusion. Der Titel der Doku klang wie ein Werbefilm: „Der Tod – die beste Entscheidung meines Lebens“.

Fast jeder pflegebedürftige Mensch hat irgendwann den Gedanken: Eigentlich möchte ich nicht mehr leben. Die Frage ist: Welche Reaktionen löst dieser Wunsch aus? Wird dem Menschen vermittelt, dass er dennoch gewollt ist, einen Wert hat, auch wenn er jetzt auf Hilfe

angewiesen ist? Oder wird ihm vermittelt, auch unterschwellig, dass er eine kostspielige Last geworden ist und anderen Menschen das Leben erschwert?

Wenn heute alte, kranke oder behinderte Menschen aus dem Leben scheiden wollen, dann tun sie es oft nicht für sich selbst. Sondern für ihre Kinder. Sie wollen ihnen nicht mehr zur Last fallen. Oder sie wollen das Geld, das sie ihr Leben lang gespart haben, an die Kinder weitergeben, anstatt es in den letzten zwei Lebensjahren noch für ihre eigene Pflege aufbrauchen zu müssen. „Wenn die Gesellschaft es hinbekäme, die Pflege so zu organisieren, dass niemand Angst haben müsste“, sagt Kirsten Kappert-Gonther, „dann sähe die Entscheidung der Einzelnen vermutlich ganz anders aus.“

Viele Menschen fürchten sich vor dem Leben im Pflegeheim, sagt Kappert-Gonther, aber es sei falsch, ihnen ein Suizidmittel zu verordnen

Kirsten Kappert-Gonther sitzt in einem großen Büro voller Kunst, sie hat 25 Jahre lang in Bremen als Psychiaterin und Psychotherapeutin gearbeitet und auch eine Ambulanz geleitet. Heute sitzt sie für die Grünen im Bundestag, als stellvertretende Vorsitzende des Gesundheitsausschusses – und zwar als große Skeptikerin gegenüber organisierter Suizidhilfe.

Sie sagt: „Die echte Freiheit habe ich doch erst, wenn ich weiß: Wenn ich mich gegen einen Suizid entscheide, habe ich alles, was ich brauche. Palliativmedizin, auch soziale Unterstützung, auch Zuwendung. Auch Respekt. Eine Situation, die ich als würdevoll empfinde.“ Aber das sei oft nicht der Fall. „Wir rasen in eine Situation des Pflegenotstands. Das Problem ist nicht gelöst, vor allem für ärmere Menschen nicht. Als Gesellschaft stehen wir noch ohnmächtig und beschämt davor“, sagt Kappert-Gonther. Viele Menschen würden sich fürchten: vor dem Leben im Pflegeheim, vor dem Kontrollverlust. Vor den Kosten für ihre Angehörigen. Das müsse man ernst nehmen. Aber es könne doch nicht der Weg sein, ihnen ein Suizidmittel zu verordnen.

„Wenn man einem Menschen die Sorge nehmen und sagen könnte: Der Staat kümmert sich, Ihre Kinder müssen Sie nicht pflegen, dann würden manche ihre Meinung ändern und sagen: Okay, das kann ich mir vorstellen“, sagt Kirsten Kappert-Gonther. Diese Chance müsse man allen Menschen geben, auch ärmeren.

Kappert-Gonther warnt: Allzu leicht würden wir uns als Gesellschaft nun einreden, dass wir aus reiner Herzensgüte handelten, wenn wir Alten und Kranken anböten, sie sozialverträglich in den Tod zu schicken. Ein Akt der Gnade. Aber dabei spielten eigene wirtschaftliche Interessen und tödliches Mitleid oft unterschwellig mit hinein. Das laufe ganz subtil ab, ohne dass man sich dessen immer bewusst sei. „Wir meinen vielleicht, dass wir die Autonomie dieser Menschen in den Mittelpunkt stellen.“ Aber in Wahrheit schonen wir unsere Portemonnaies? Kirsten Kappert-Gonther schweigt lange. Dann sagt sie: „Und unsere Nerven.“

In Neuss sortieren Hannelore und Hubert von Werden in diesen Juni-Tagen aus, vieles landet im Müll, Gebrauchsanweisungen, Fotos, Kontoauszüge, Steuerunterlagen. Wertvolles wie Mixer, Handrührgeräte, Sushibesteck, edle Bettgarnituren, Hosen, feine Hemden verschenken sie.

Die 23 Pflanzkübel mit den Callas sind sie über eine Anzeige losgeworden. Ein Reitstallbesitzer und sein Mann haben sie abgeholt. In den letzten Tagen hat Hannelore von Werden noch mal im Ordner mit den Liebesnotizen geblättert, die ihr Mann fast jeden Morgen geschrieben hatte, bevor er zur Arbeit geradelt ist. „Liebe Lore, sei guten Muts, ich denke an dich und habe dich sehr lieb. Dein Hubsi“ – „Guten Morgen Liebes. Es ist schön mit dir zu leben, zu arbeiten, und zu lieben. Ich bin sehr glücklich mit dir.“ Jeden Zettel hat sie gelocht und abgeheftet. Was jetzt damit passiert? „Dat geht in die Tonne.“

Juli

Hannelore von Werden wirkt an diesem Tag verunsichert, bedrückt. Sie, die von sich selbst sagt, sie sei ein Feldweibel, der immer alles bestimme und besser wisse, hat Zweifel. Am Abend zuvor war ein Verwandter da, sie hatte ihn eingeladen. „Ich muss mit dir reden“, habe sie gesagt. Am Wohnzimmertisch hätten sie dann „nur aneinander vorbeigeredet“, zwei Stunden lang. Ist denn keiner da, der euch den Kopf wäscht, habe der Verwandte geschrien. Ihr Mann könne doch operiert werden, ein Mensch habe „das Leben hinzunehmen, wie es ist, wie er kommt und wie er geht“, habe der Verwandte gesagt. „Ein Rechtsanwalt hat euch beraten?“, habe er sich empört.

Der Anwalt hat seine Kanzlei in Köln, er ist 34 Jahre alt, „also noch relativ jung, um in diesem Bereich tätig zu sein“, sagt er am Telefon. Er gibt gleich zu, dass er erst einmal „ein mulmiges Gefühl hatte“, als er die DGHS-Akte durchlas, die bei ihm ein Jahr nach der Antragstellung auf Mitgliedschaft in seinem Büro landete. Mulmig war ihm, weil es bei Hannelore von Werden keine medizinische Indikation gab. Seine Aufgabe sei es zwar nicht, die Motive zu hinterfragen, „das kann ich gar nicht, ich kann mich nicht in deren Lage versetzen, das wäre auch anmaßend, es zu versuchen“. Trotzdem sei es wichtig herauszufinden, ob der Entschluss, sterben zu wollen, „wohlerwogen“ sei. Gibt es womöglich Einflüsse von Dritten? Inwiefern basiert dieser Entschluss auf einer freien Willensbildung? Antworten erwartet sich der Anwalt von einem Gespräch mit den Antragstellern. Eine psychologische Ausbildung hat er nicht.

Ihn habe schließlich überzeugt, dass Hannelore und Hubert von Werden bereits im Juni 2022 den Antrag bei der DGHS gestellt hatten, Monate vor der Krebsdiagnose und zu einem Zeitpunkt, zu dem sie lediglich die Befürchtung hatten, dass es vielleicht in Zukunft zu körperlichen Schwierigkeiten kommen könnte. Sein Eindruck: Ihr Entschluss, gemeinsam sterben zu wollen, sei nicht aus einer akuten Lebenskrise heraus entstanden. „Es ist phänomenal und beeindruckend, wie klar Frau von Werden darüber redet.“ Der Gedanke, gemeinsam mit einem Freitod aus dem Leben zu scheiden, sei schon lange gereift, schon vor 20 Jahren hätten sie verabredet, ihre Körper der Wissenschaft zur Verfügung zu stellen. Der Plan hat sich mittlerweile erledigt. Bei Suiziden ist dies nicht erlaubt.

Manche würfen ihm vor, sagt der Anwalt, dass Suizidhelfer in Wahrheit Richter über Leben und Tod seien. Ist er das? Er erzählt von zwei Fällen, in denen er eine Begleitung abgelehnt hat. Bei einem Fall war eine ältere Dame schwer an Krebs erkrankt, ihre Kommunikation war eingeschränkt, er hatte Zweifel, ob sie ihn überhaupt versteht. Ein paar Tage nach dem Treffen starb die Frau eines natürlichen Todes. Der zweite Fall läuft noch. Eine jüngere Frau möchte sterben, aber der Anwalt und die Ärztin glauben, dass ihr Suizidwunsch auf eine depressive Stimmung zurückzuführen ist. Auch die Ärztin braucht für diese Einschätzung

keine psychologische Ausbildung. Sie möchten jetzt ein psychiatrisches Gutachten einholen, „weil es bei depressiven Erkrankungen ja auch Möglichkeiten der Behandlungen gibt“.

"Wenn man nicht mehr kann und man hat Schmerzen, dann ist der Tod natürlich besser“, sagt die Freundin im Garten

Wie die Ärztin des Paares hat auch ihr Anwalt eine starke persönliche Motivation, Suizidhilfe zu befürworten. Sein Großvater war an Altersdemenz erkrankt, am Ende sei nicht mehr viel übrig gewesen von dem stolzen, selbstbewussten und selbstbestimmten Menschen. „Am Ende war er nur noch ein Etwas. In klaren Momenten hat er uns immer angeschaut, lasst mich bitte gehen“, erzählt der Anwalt.

Hannelore und Hubert von Werden sitzen mit einer Freundin in ihrem Garten, es ist ein besonderer Tag. Das Radio läuft, sie warten auf die Nachrichten. Im Bundestag sollte an diesem 6. Juli über das Geschäft mit dem Suizid abgestimmt werden. Nun hören sie: Die Abstimmung ist gescheitert. „Da bin ich aber erleichtert, ich hatte schon Angst, das wird verboten“, sagt Hannelore von Werden. Zwei Lager hatten sich im Bundestag gegenübergestellt, beide waren der Meinung, dass man den assistierten Suizid eigentlich einschränken und regulieren müsse. Die einen ein bisschen strenger, die anderen ein bisschen weniger streng. Aber keine der beiden Seiten hat eine Mehrheit zustande gebracht.

Sterbehilfvereine werben in Broschüren für ihre Dienste, kommen zu ihren Mitgliedern nach Hause und neuerdings auch in Pflegeheime, Schläuche und Chemikalien in einem Köfferchen. Die Zahl der durch die DGHS vermittelten und durchgeführten Suizide belief sich 2020 auf nur 18, im Jahr 2021 waren es bereits 120, im vergangenen Jahr 229 und bis Anfang September bereits 245. Bis Jahresende 2023 rechnet die DGHS mit einer Gesamtzahl von rund 350.

„Wenn man nicht mehr kann und man hat Schmerzen, dann ist der Tod natürlich besser“, sagt die Freundin im Garten. Sie nehme es hin, sagt sie, dass Hannelore und Hubert von Werden gemeinsam sterben wollten, „aber ihr seid ja noch nicht tot, erst mal abwarten“. Wenn es so weit sei, das ist ihre Erfahrung aus 40 Krankenhausjahren, „dann wollen sie alle leben“.

Ein paar Tage später, am 10. Juli, feiert Hannelore von Werden ihren 80. Geburtstag, sie erwartet 23 Freundinnen und Freunde. Am Morgen hat sie ihrem Mann auch Selbstbräunungscreme ins Gesicht geschmiert, während des Festes bekommt er Komplimente, Hubert, du siehst aber gesund aus.

Der Gartentisch ist gedeckt, sie haben Stühle aus dem Schuppen geholt, jetzt müssen nur noch die Gäste kommen. Hubert von Werden steht im Garten, schaut nach den Zierfischen, sagt, er habe seiner Frau nichts geschenkt, „ich schenke ihr meine Liebe“. Es soll 37 Grad warm werden. Am Morgen hat Hannelore von Werden die grüne Hose ihres Mannes zu Shorts geschnitten, umgenäht hat sie den Saum nicht, „lohnt sich ja nicht mehr“. Um 14 Uhr klingeln die ersten Freunde.

Hannelore von Werden rennt zwischen den Gästen herum, verbietet jedem, mitzuhelfen, „so weit kommt das noch, ich sitze hier, ich möchte doch immer alles im Griff haben“. Ihr Mann

plaudert so viel wie selten. Ein guter Freund spricht einen Toast aus: Hannelore und Hubert sind voller Vitalität und Lebensfreude, sie haben Kampfgeist gegenüber den Ärzten bewiesen, haben sich nicht verlassen aufs Wort des Weißkittels. Dann erheben sie die Gläser, prostern auf das Leben, und Hannelore von Werden erzählt allen die Geschichte vom Arzt, der ihr die Nase wegoperieren wollte. Die Geburtstagsgesellschaft ist sich einig, dass Ärzten nicht über den Weg zu trauen sei. Sie reden über künstliche Intelligenz, über die Jugend, die nur am Handy hänge, aber das große Thema an diesem Tag, der langsam in den Abend gleitet, bei gegrilltem Lamm, Ofenkartoffeln, Tzatziki vom Griechen nebenan, selbstgebackenem Kuchen und vielen Getränken, ist das Alter.

Fast alle Gäste wissen, dass Hubert von Werden krank ist, dass er und Hannelore von Werden gehen wollen, bevor sie selbst nicht mehr darüber entscheiden können. Aber niemand weiß, dass es schon am 1. September sein soll.

Spät am Abend verabschiedet sich einer nach dem anderen, an der Tür werden Einladungen ausgesprochen, ihr kommt uns besuchen, im September, wenn es nicht mehr so heiß ist, und Hannelore und Hubert von Werden wissen, dass sie im September niemanden mehr besuchen werden. Sie haben dann noch den Geschirrspüler angestellt, den Tisch verkleinert, Müll rausgebracht, zu zweit Bier und Wein getrunken bis halb drei und Nana Mouskouri gehört.

August

Noch acht Tage bis zum 1. September. Hannelore von Werden steht auf einer Leiter im Wintergarten, hängt weiße Vorhänge auf, gegen die Blicke der Nachbarn. Hubert von Werden liegt in der Liege, ihm fällt es immer schwerer, Worte zu finden. Wie sagt man noch mal zu „fahrbarem Untersatz“? Rollstuhl, sagt seine Frau. „Es ist eine Gnadenzeit“, sagt er, „bevor ich total abstürze und gar nichts mehr kann.“ Die Knochen tun ihm weh, sagt er, er kann sich nichts mehr merken. Jeden Tag macht er sich Notizen, was sie gemacht haben.

Am Samstag hatte er plötzlich gezittert, fast 41 Grad Fieber, die Nachbarin kam, sagte, ihr müsst den Notarzt rufen. Hannelore von Werden hatte Angst, dass ihr Mann ins Krankenhaus kommt. Sie versuchten, mit Essigwickeln das Fieber zu drücken, aber es blieb hoch. Um 13.30 Uhr rief sie den Notarzt. Stunde um Stunde ging es ihrem Mann schlechter, aber der Arzt kam nicht. Erst acht Stunden später, gegen 21.30 Uhr, klingelte der Notarzt, diagnostizierte eine Harnwegsinfektion, verschrieb ein Antibiotikum. „Gut, dass wir nicht mehr lange auf die angewiesen sind“, sagt Hannelore von Werden.

Am Vorabend haben sie über den Text ihrer Todesanzeige nachgedacht, im Garten, der Entwurf des Bestatters gefiel ihnen nicht, „viel zu unpersönlich“. Sie haben einen Block genommen und überlegt, wie ihre letzten Worte aussehen könnten. Es sollte ja nicht traurig klingen, da waren sie sich einig.

Hannelore von Werden nimmt ihr Handy in die Hand, für das sie keine Sim-Karte mehr hat, Fotos anschauen von Hubert. Sie schaut auf ihre Fingernägel, die sie gerade erst in einem Studio hatte machen lassen, stöhnt. Wieder hat sie welche abgenagt in der Nacht. Sie tut das im Halbschlaf, die Anspannung, sagt sie.

Gleich wollen sie frühstücken gehen, im Bistro neben dem Supermarkt, All you can eat für 7,95 Euro, sie lieben die Brötchen dort. Und einkaufen müssen sie auch noch, Zitronen gegen

die Krämpfe im Bein und Walnüsse für das Eichhörnchen. Auf dem Weg zur Kasse bleibt sie am Zeitschriftenstand stehen, schaut auf die Titelseiten, auf dem Stern steht „Ewig Jung – Wie wir länger gesund und fit bleiben“. Ne, sagt sie, „das brauch ich jetzt auch nicht mehr lesen“.

Der vorletzte Abend. Sie sitzen vor geräuchertem Hecht, das hatten sie sich gewünscht. Die Zeit, sagt Hubert von Werden, „wo ist die Zeit geblieben? Vor vier Wochen waren es noch vier Wochen!“ Fast alle Schränke und Kommoden sind leer, nur hier und da hängen noch Bügel. Vor ein paar Tagen haben sie alle ihre Designerbrillen zum Optiker gebracht. Der Ladeninhaber hatte ihnen mal gesagt, ein Freund von ihm bringe ausgemusterte Brillen nach Afrika. „Ich freu mich, wenn ich was Gutes tun kann“, sagt Hannelore von Werden, „ist doch besser, als wenn ich einfach nur rumsitze und auf den Tod warte.“

Am darauffolgenden Morgen weint Hannelore von Werden. Sie denkt an ihren Sohn, an ihre Geschwister, an die Nähe von früher, die heute nicht mehr da ist, sie kann ihre Gefühle nicht mehr kontrollieren. Wieder hat sie in der Nacht Nägel abgekaut, zum letzten Mal schaut sie in den Briefkasten. Ein Brief des Bestatters, sie mögen bitte beide am morgigen Tag ihre Personalausweise zur Verfügung stellen. Es überfordere sie, dass die, die wissen, dass sie gehen werden, sie eigentlich noch einmal sehen, noch einmal drücken wollen. Die junge Frau, die gleich das Auto abholen wird, die Bekannte aus dem Fahrradklub, aus dem sie vor Jahren schon ausgetreten sind, die Nachbarn, die sie so lieb gewonnen hat. Sie sitzt im Garten, im Radio läuft Johnny Cash, „Ring of fire“. Sie liebt Johnny Cash.

Sie geht zu ihrem Baum, der Buche, die so groß war wie sie, als sie einzogen, sie umarmt den Stamm, auf dem Harzspuren sind. Sie sagt, der weint, weil wir gehen.

September

Der letzte Tag, zu Hause. Der Anwalt sammelt alle Papiere ein, die Hannelore und Hubert von Werden unterschrieben haben, „ab jetzt geben Sie das Tempo vor“. Sie sagt, wir möchten das schnell alles hinter uns bringen. Der Anwalt nickt, fragt, ob er jemanden verständigen soll. Beide sagen: Nein. Sie hätten auch keine Karten geschrieben, niemanden angerufen und von ihrem Plan erzählt, „wir wollten nicht, dass man uns davon abrät“. Sie nimmt die Hand ihres Mannes, er legt seinen Kopf auf ihre Schulter, „es ist unser Leben und es ist unsere Sache. Wie schön, dass wir zusammen gehen, ne, Schatz.“ Ihr Mann lächelt, sagt, „wir bleiben zusammen bis zum Ende. Aber ich möchte vorher noch mal zur Toilette“. Sie lachen.

Als Hubert von Werden zurückkehrt, bedankt er sich beim Rechtsanwalt, sagt: „Sie sind sehr sympathisch.“ Dann legt er sich auf die Liege, nimmt die Hand seiner Frau. Die Ärztin legt die Infusionsschläuche an, der Anwalt trägt die Uhrzeiten ins Protokoll ein. Es schüttet, und Hannelore von Werden sagt: „Wie schön für die Pflanzen, dass es regnet!“ Ja, sagt ihr Mann, das Geräusch sei so beruhigend.

Dann sagt sie, Schatz, wir haben es geschafft. Hubert von Werden sagt: „Was sagt unser Rasenmäher, wenn er heute Abend alleine rausfährt und wir sind weg.“ Die Ärztin bittet die beiden, den Regler mit der Kochsalzlösung aufzudrehen, dann stößelt sie um.

Um 10.38 Uhr hört das Herz von Hannelore von Werden auf zu schlagen, zwei Minuten später das von Hubert von Werden. Der Anwalt ruft bei der Kriminalpolizei in Neuss an, lässt sich mit dem Dienststellenleiter verbinden. Der sagt, er schicke gleich zwei Polizeibeamte los. Eine halbe Stunde später treffen sie ein, sie schauen sich die Totenscheine an, die unterschriebenen Erklärungen, nehmen die Personalausweise der beiden mit, und der Anwalt erzählt kurz aus dem Leben der beiden. Die Beamten nicken, machen sich Notizen, nach der Obduktion der beiden Leichname lassen sie den Bestatter kommen. Beide Polizeibeamten hatten schon begleitete Freitode in ihrer Dienstzeit erlebt, die Fälle nähmen zu, sagt einer. Ihm sei das lieber als Menschen, die unbegleitet Suizid verübten.

Draußen gießt es immer noch. Der Regen nässt die Wiese, den Fischteich, die Hortensien, die Buche. Und auch die Erde in den drei kleinen Blumentöpfen, die Hannelore von Werden vor ein paar Wochen befüllt hatte. Als der Reitstallbesitzer die großen Callas-Kübel abgeholt hatte, waren drei Stängel abgebrochen, samt Wurzel. Die Ableger hat Hannelore von Werden nicht entsorgt, sondern sie eingetopft, „das war ja noch Leben“, hat sie gesagt.

Am Tag nach dem gemeinsamen Suizid erscheint in der Rheinischen Post eine Todesanzeige, die sie selbst formuliert hatten: „Wir haben gemeinsam ein wundervolles und erfülltes Leben gelebt. Wir gehen leichten Herzens und selbstbestimmt auf unsere nächste gemeinsame Reise. Unsere letzte Ruhestätte ist die Natur. Lore und Hubsi.“

Über Selbsttötungen berichtet die Süddeutsche Zeitung nur in Ausnahmefällen und nach sorgfältiger Prüfung. Wenn Ihre Gedanken darum kreisen, sich das Leben zu nehmen, sprechen Sie mit Freunden und Familie darüber. Hilfe bietet auch die Telefonseelsorge, anonym und kostenlos unter 0800/111 0 111 und 0800/111 0 222, zudem ist über www.telefonseelsorge.de eine Online-Beratung möglich. Eine Liste mit bundesweiten Hilfsstellen bietet die Seite der Deutschen Gesellschaft für Suizidprävention: www.suizidprophylaxe.de

Redaktion: Martin Wittmann, Digitales Storytelling: Thorsten Schmitz, Bildredaktion: Natalie Neomi Isser, Schlussredaktion: Maxi Frieling

© SZ - [Rechte am Artikel können Sie hier erwerben.](#)